

Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Cäcilie holte das Märchenbuch heran, und jetzt mußte Hedwig lesen. Sie schlug aufs Geratewohl auf und begann, ohne recht nach der Heberschrift zu sehen. Erst beim dritten Satz merkte sie, daß es eine lustige Geschichte war. Aber sie stockte nur einen Augenblick, überwand sich und las weiter. Der kleine Günther stellte sofort das Kugeln ein und laufchte. Hedwig strich ihm leise über die blonden Locken und las munter weiter. Es war nämlich das schmurrige Märchen von dem Fischer und seiner Frau, an das sie geraten war.

Blöpflich, in der tiefsten Andacht, als die unzufriedene Fischersfrau schon auf dem Königsthron saß, sprang der kleine Günther auf und lief davon, auf die Gartentür hinaus. Und wie konnte der Junge laufen!

„Abraham!“ jauchzte er.

Und da war der Gerufene auch schon. Er zog vor dem kleinen Herrn Baron höflich die Mütze und nahm die Reisetasche vom Rücken. Und nun begann ein Spiel, das immer damit endete, daß der kleine Günther aus irgend einer Ecke der Tasche einen Apfel oder ein paar Nüsse oder auch einige Zuckerkuchen aufstöberte. Diesmal war's ein Apfel mit schönen roten Waden. Und das kam alle Wochen mindestens einmal vor. Denn der alte Abraham hatte allen Grund, sich mit dem kleinen Günther in ein gutes Verhältnis zu bringen. Und wenn man den Jungen recht ansah, so war er gar nicht mehr so klein. Jubelnd vor Freude sprang er mit dem Apfel zur Tante Hedwig. Der alte Abraham folgte langsamer.

„Nu, Fräuleinchen!“ sprach er. „Wie geht's, wie steht's? Was macht die Gesundheit, underufen?“

„Danke!“ erwiderte sie.

„Und der kleine Herr Baron?“ fragte er schnell. „Wie steht's mit dem Appetit?“

„Sie sehen's ja!“ lächelte sie und wies auf Günther, der die Hälfte des Apfels schon bezwungen hatte, und keine Lust zeigte, seiner Schwester ein Stück abzugeben.

„Gib ihr doch ein Stückchen!“ half Hedwig betteln.

Da ließ er sich endlich erweichen. Aber sie durfte nur einmal abbeißen.

„Er gibt nicht gerne!“ meinte der alte Abraham und sah ihn sich schräg von der Seite an.

„Er wird's noch lernen!“ tröstete ihn Hedwig.

„Nu freilich!“ atmete der alte Abraham auf. „Wenn Sie nicht da wären, Fräuleinchen, da hätt ich's nicht gewagt. Aber nun passen Sie auch weiter gut auf. Passen Sie ihn nicht auf die Bäume klettern. In Birschlowitz ist gestern erst ein Junge heruntergefallen und hat sich den Arm gebrochen. Wie leicht hätte er sich das Genick brechen können! Und wo

bleib ich dann vielleicht? Nu, Sie werden's schon gut machen! Adieu!“

Hedwig reichte ihm die Hand und sah ihm lächelnd nach. Dann las sie weiter. Günther warf das abgenagte Kernhaus fort und horchte wieder, denn diese Geschichte mochte er.

XXX.

Und Moriz Gassel lehrte die Kindlein von Klegine. Sein Widerwillen gegen diese unfruchtbare Schularbeit wuchs mit jedem Tage. Und doch bezwang er sich und zog den schweren Pflug weiter durch das sandige Land. In der Freizeit war er nicht müßig. Zunächst suchte er die verderbliche Nachbarschaft zwischen Pumpe und Bedürfnisanstalt zu vernichten. Aber seine Vorstellungen bei dem Schulvorstand fruchteten nichts. Bis der Prozeß entschieden wäre, würden sie auch keinen Pfennig für das Schulgrundstück hergeben. Moriz Gassel blieb nichts anderes übrig, als den Pumpenschwengel abzuschrauben, um die Kinder vor diesem gesundheitsgefährlichen Trank zu bewahren. Er selbst litt unter dieser Maßnahme am meisten, denn er hatte zum Nachbarbrunnen zweihundertachtunddreißig Schritte. Und die lieben Nachbarn sahen ihn dazu mit schiefen Augen an, wenn er am Morgen seine Wasserkanne füllen kam.

Die lange der Prozeß schon dauerte, konnte er nicht herauskriegen, denn selbst die ältesten Leute von Klegine vermochten sich nicht an den Anfang dieser Streitfrage zu erinnern. Und wann die letzte Entscheidung getroffen werden würde, war noch immer nicht abzusehen, obschon in dieser Angelegenheit Akten von Rentierschwere verfaßt worden sein sollten. Erst stritten sich Dorf und Regierung, dann klagte die Gemeinde gegen den Herrn Baron, der im Nachbardorf seinen Wohnsitz hatte und keinen roten Heller für den Schulbau in Klegine geben wollte, dann mischte sich wieder die Regierung ein, die sich prinzipiell für einen staatlichen Zuschuß entschieden hatte, und nun fielen Dorfgemeinde und Regierung mit vereinten Kräften über den sauberen Herrn Baron her, der noch immer mit beneidenswerter Hartnäckigkeit den Daumen auf der Tasche hielt. Die Prozeßkosten waren schon so hoch angeschwollen, daß man drei Schulhäuser in Klegine hätte bauen können. Aber man zog es allseitig vor, erst auszumachen, auf welcher Seite das größere Recht wäre, nichts zu dem Neubau zu geben oder doch möglichst wenig. Unterdessen fraß der Schwamm den Dielenboden und der Regen die Dachbalken.

Moriz Gassel griff in seine eigene schmale Tasche, schaffte sich Kalk, Ziegelschne, Flachwerk und Bretter, Lehm und Dachreiter herbei und spielte acht Tage lang Maurer. Die Bauern lachten ihn aus. Wer sollte ihm die Auslagen ersparen? Aber die Kinder halfen ihm dabei. Soweit hatten er sie schon. Die Löcher des Daches wurden zugestrichelt, die Mündziegel des Firkles ergänzt, die Läden der Flachwerkwände mit Lehm verputzt und eine dünne Schicht weißglänzenden Kalkes darübergestrichen. Nachdem die Außenhaut des Schulhauses in dieser Weise verbessert worden war, wur-

den die Innenräume in Angriff genommen. Sechs Dielenbretter aus der Wetterede der Schulstube wurden zu Feuerholz gehackt und durch neue ersetzt. Sogar an die Fenster wagte sich Moriz Gassel, riß die Nägel heraus, daß man die Flügel öffnen konnte, und stärkte ihre Gebrauchlichkeit durch sehr viel eiserne Winkel und Bänder.

Inzwischen war die Zeit gekommen, daß er sich zur Prüfung melden mußte. Und der Teufel ritt ihn, daß er kein anderes Seminar wählte, sondern eben dasselbe, in dem er seine Ausbildung empfangen und wo er zum ersten Male durchgefallen war. Als pädagogischen Aufsatz legte er eine alte Arbeit „Ueber die Wiederholung“ bei. Sie war nicht sehr geistreich, aber unbedeutend genug, eine gute Zensur zu erhalten. Seine Lehrbücher sah er nicht mit einem Blicke an. Was er sich voriges Jahr mit heiligem Bemühen eingepägt hatte, war ihm zum größten Teil längst entfallen.

Es war ein Leichtsin, in dieser Verfassung zum Examen zu gehen, aber Moriz Gassel befand sich, seitdem er in Alexine amtierte, in einem Zustand der inneren Verzweiflung. Er brauchte so etwas wie ein Orakel. Und das sollte ihm die Prüfung sein. Bestand er sie, wollte er weiter der pädagogischen Karren ziehen, fiel er zum zweiten Male durch, dann wollte er für immer ausspannen.

Und er ging zur Prüfung und bestand. Er lachte heimlich über diese Komödie; denn die Examinatoren hatten geschwind heraus, daß er nichts wußte, und wurden mit ihren Fragen immer vorsichtiger. Zuletzt begnügten sie sich damit, wenn er zwischen Ja und Nein das Richtige wählte. Der Herr Schulrat mit den weißen Haaren und den freundlichen Augen führte wieder den Vorsitz und hatte gegen diese Praxis bei Moriz Gassel nichts einzuwenden. Er sollte durchkommen, das war vorher ausgemacht worden, und so mußte er durchkommen, auch wenn er sich mit Händen und Füßen dagegen gestraubt hätte.

Und im innersten Winkel seines Herzens sah ein Gefühl, das ihn daran verhinderte, sich über sein unerwartetes Prüfungsglück zu freuen. Aber er dachte an Brixtawe und ging sofort zum Schulrat, um ihn daran zu erinnern.

„Ach habe Ihnen nicht versprochen,“ sagte der vorsichtig, „daß Sie wieder nach Brixtawe zurückverlegt werden. Ich habe nur versprochen, daß ich alles versuchen will, Sie wieder dahin zurückzubringen. Sie befinden sich in einem Irrtum, wenn Sie glauben, ich sei allmächtig.“

„Das heißt also!“ rief Moriz Gassel aufgeregt, „ich werde nicht nach Brixtawe zurückverlegt werden.“

„Machen Sie ein Gesuch an die königliche Regierung!“ wich der alte Schulrat dieser gefährlichen Frage aus. „Gehen Sie nach Alexine zurück, tun Sie weiterhin Ihre Pflicht und warten Sie in Geduld.“

Und Moriz Gassel schickte ein Gesuch ab und wartete. Die großen Ferien benutzte er dazu, seinen Wohnraum frisch zu weihen, die Dede abzuputzen und einen blauen, sauberen Strich rundherum zu ziehen. Den Hausflur pflasterte er frisch, und die Bodentreppe bekam eine Verschalung.

Der Herbst rückte heran, der erste Schnee fiel, die Weihnachtsferien mit ihren kurzen, müden Tagen vergingen. Glücklich schlug sich Moriz Gassel durch den Winter, der sehr hart war. Die Freizeit verbrachte er im Schulzimmer, das einen eisernen Ofen hatte. Der Kamin im Hausflur, der das Wohnzimmer wärmen sollte, war nicht zu gebrauchen, sonst würde das Schulhaus, das nur für den flüchtigen Blick ein reizendes, sauberes Aussehen hatte, in wenigen Augenblicken in eine Räucherstube umgewandelt. Aber es wurde wieder Frühling, zeitiger als sonst. Die gelbe, warme Märzsonne lockte Beilchen und Gänseblümchen hervor, die Stare schwatzen, und die beiden verkrüppelten Pflaumbäume und der Birkenbusch begannen auszuschnagen.

Und nun kam der Tag, an dem Moriz Gassel ein Licht aufging, daß er nicht länger Lehrer sein könnte.

Der denkwürdige Prozeß um den Schulneubau war um diese Zeit einen langen Schritt vorwärts gerückt. Man hatte sich, um die Sache endlich aus der Welt zu schaffen, entschlossen, eine Kommission von drei Sachverständigen unter Führung eines Regierungsbaumeisters abzuschicken, um an Ort und Stelle zu untersuchen, ob das Schulhaus in Alexine wirklich so haubedürftig sei, wie von seiten des Kreisschulinspektors fortwährend berichtet würde. Während Moriz Gassels einjähriger Amtszeit hatte sich dieser Herr, dem das Wohl seiner Lehrer innig am Herzen lag, nicht in

Alexine sehen lassen. Dafür schloß er sich jetzt der Kommission an. Im Dorfe nahmen sie den Schulvorstand mit.

Als der Regierungsbaumeister vor dem Schulhaus stand, das Moriz Gassel so sauber herausgeputzt hatte, sagte er zuerst gar nichts. Sah so ein baufälliges Gebäude aus! Er faßte sofort ein Mißtrauen gegen den Kreisschulinspektor, der mit seinen ewigen Bauplänen die hohe Regierung schon so oft geärgert hatte, und nahm mit innerer Genugtuung auch von dem vorzüglichen Aussehen der Innenräume Notiz. Nur die wackligen Schulbänke mußten erneuert werden. Sonst war alles in schönster Ordnung. Das Haus konnte noch fünfzig Jahre seinen edlen Zwecken dienen. Daß aber unter Moriz Gassels mitleidiger Lehmschicht angefaulene Balken sich befanden, sah er nicht. Der Kreisschulinspektor zog ein langes Gesicht. Er hatte dem Schulvorstand extra verboten, etwas an dem Hause in Ordnung bringen zu lassen. Auch vom Hauschwamm war nichts zu entdecken, obwohl er unter den sechs neuen Dielenbrettern schon wieder munter minierte.

„Es riecht etwas muffig!“ konstatierte der Baumeister. „Das liegt aber an der schlechten Lüftung.“

Seine beiden Assistenten nickten Beifall, der Schulvorstand beharrte auf der Alexiner Mankfaulheit und sagte gar nichts, und der Kreisschulinspektor mußte sich mit seinen Berichten von der Baufälligkeit und Unbewohnbarkeit des Alexiner Schulhauses zurückziehen. Er ließ die Kommission vorangehen, und nahm sich im Hausflur den Schulvorstand vor.

„Wir haben das nicht gemacht!“ verteidigte sich der Schulze. „Das ist unser neuer Lehrer gewesen.“

Und in eben diesem Augenblicke lehrte der arglose Moriz Gassel von seinem Spaziergange heim. Der Kreisschulinspektor schoß auf ihn los wie ein Habicht.

„Herr!“ donnerte er ihn an. „Wie können Sie sich unterstehen, hier an einem öffentlichen Gebäude Bauarbeiten vorzunehmen, ohne die Genehmigung Ihrer vorgesetzten Behörde?“

Und jetzt riß Moriz Gassel die Geduld. Das war ihm doch zu starker Tabak!

„Weil ich keine Lust habe!“ schrie er den Kreisschulinspektor in demselben Tone an. „Weil ich keine Lust habe, in einem Schweinestall zu wohnen!“

(Schluß folgt.)

Serien.

Von Wilhelm Scharrelmann.

Es waren wunderbare Tage gewesen, von Sonne durchglüht, von Sonnenrauschen und Ernteglanz erfüllt, von segelnden, weißen Völkern überglänzt, von nächtlichen Gewittern mit lohenden Blitzen und plötzlich herabstürzenden Regengüssen unterbrochen, von späten Sommerabenden verklärt, von weichen Winden zur Ruhe gewiegt — eine seltsame, sonnendurchleuchtete Zeit, die die Haut bräunte und das Herz in verhaltener Sehnsucht schwellen ließ.

Auf den Feldern standen noch die Roggenhoden in unübersehbaren Reihen und in den letzten Tagen war auch die Heide aufgeblüht und hatte die Landschaft in einen weiten, schimmernden Teppich verwandelt, der durch die Kraft seiner Farben die Schönheit des blauen Sommerhimmels, der in kristallener Klarheit über dem weiten, stillen Land ausgebreitet lag, verblissen ließ.

In dem unendlichen Blütemeer der Erica summten die Bienen in der Stille der stillen, warmen Tage; die Königinnen in den Stöden riefen in den Abendstunden voller Unruhe ihr Leises: „Tüt — tüt —“ in den stillen Garten hinaus. Schwärme auf Schwärme sammelten sich in den heißen Vormittagsstunden, setzten sich an einen der Nester in den Kronen der niedrigen Apfelbäume und ließen sich wie eine reife Frucht, ohne Widerstreben, in dem darunter gehaltenen Korb abstreichen.

Am schönsten aber war es draußen am Rande des Kiefernwaldes, wo man weit über das Moor und die blühende Heide hinweg sah. Der Harzduft der Kiefern drang stark und würzig in die warme, trockene Luft hinaus, und die abgeworfenen Nadeln auf dem Waldboden schienen zu knistern vor Trockenheit und Wärme. Nirgends ließ sich so still und versonnen grübeln, halb im Heidekraut vergraben, den Kopf auf die untergeschobenen Arme gelegt, die Wärme in der Unendlichkeit des blauen Himmels verloren. Ganze Nachmittage konnte Heinz dort zubringen und über alles mögliche nachsinnen, was ihn gerade beschäftigte. Aber am meisten dachte er über Mine nach.

Natürlich wollte er sie heiraten. Das war überhaupt selbstverständlich. Aber warum würde er abreisen müssen, denn nächste Woche begann die Schule wieder, und es war das Unangenehmste, was die Ferien an sich hatten, daß auch sie einmal zu Ende gingen. Im Winter würde er für sein Winterium arbeiten und dann kam die

Unversität und schließlich das Staatsexamen. Natürlich. Aber eines Tages würde er wieder über die Heide kommen, bei seinem Onkel anklopfen und um Mine anhalten. Selbstverständlich.

Gesprochen hatte er ja allerdings mit ihr noch nicht darüber. Zuerst hatte er es von einem Tage zum andern hinausgeschoben und zuletzt endgültig auf den Tag seiner Abreise festgelegt, der nun unverrückbar vor der Türe stand.

Er malte sich aus, wie es sein würde.

Einen Miefestall machte ja heute kein Mensch mehr. Das war abgeschmakt und albern, und kam nur in alten, verlogenen Familienblattromanen vor. Nein, er würde sie bei der Hand nehmen, ungezwungen, als ob es das Natürlichste von der Welt wäre, und sagen — sagen — ja, zum Dank, was sagte man denn in einem solchen Falle, ohne sich lächerlich zu machen?

Aber vielleicht würde es so gehen: „Mine,“ würde er sagen, „du wirst bemerkt haben, wenn du nur halbwegs ein Auge dafür hast — und ich weiß, daß du ein Auge dafür hast — daß ich, nun, daß ich — daß mit mir eine gewaltige Veränderung vor sich gegangen ist, seitdem ich hier bei Euch bin. Das Rätsel hat eine sehr einfache Lösung — (die Wendung gefiel ihm besonders) eine Lösung, die dich nicht allzu sehr überraschen wird — ich liebe dich!“

Alles andere würde sich finden, — wenn er nur erst einmal so weit war.

Einfacher war es ja schließlich, wenn er etwa ein Gedicht schrieb, das er ihr ins Gesangbuch stecken oder ihr während der Predigt über die Schulter in den Schoß werfen konnte, wenn er wozgen früh wieder hinter ihr im Pfarrstuhl saß. Das mußte ganz gut gehen, wenn man den richtigen Moment abrähte: Sobald Onkel Otto bei seiner Predigt einmal unvermutet die beschwörend erhobene Hand mit plögglichem Klatschen auf die Bibel herabfallen ließ, oder wenn — wie am letzten Sonntag — eine der Schwalben, die im Pfarrhaus nisteten, durch die offene Kirchthüre hereinflam und mit elegantem Flug um Kanzel, Altar und Empore strich, — daß man ihr unwillkürlich mit dem Auge folgte. Selbst die Heidebauern, die in ihren schwarzen Abendmahlsroden in ihrem Kirchstühlen saßen, die braunen Gesichter ernst und andächtig auf die Kanzel gerichtet, fest und unbeweglich, wie aus Holz geschnitten, hatten sich nach der Schwalbe umgesehen, wie sie mit fröhlichem zirp — zit — durch das Schiff der Kirche gestrichen war. Es war eigentlich zu ulzig gewesen.

Lächelnd ließ er sich den feinen, weichen Heidesand durch die Finger laufen.

Er malte sich die Szene genau aus. Er würde das Gedicht zu dem winzigsten Umfang zusammenfassen, der sich nur herstellen ließ und es ihr so in den Schoß werfen, daß sie es gleich mit der Hand bedecken konnte, ohne einen Augenblick ihre Augen von dem Vater abzuwenden, der von der Kanzel herab jede Bewegung verfolgen konnte, die man unten machte. Vielleicht würde sie dann am Schlusse, wenn das letzte Lied kam und Onkel Otto die Kanzel verließ, heimlich das Papier auseinanderfalten und lesen. Dann wußte sie alles, und er hatte es nachher einfacher, wenn er sich mit ihr über die Zukunft besprach.

Ach, es gab ja kein Mädchen, das so schön war, wie Mine. War der Name nicht schon köstlich? Wie aus einem Gedicht von Lilienron. Bei Lilienron gab es ja häufig Mädel, die einfach Mine hießen, oder Trine, oder gar Stine. Warum auch nicht? Mußten denn die Mädel alle Wanda oder Charitas oder Hildegard heißen? He? Oder Alice, oder Annemarie, wie seine Mädchenbekanntschäften in der Stadt hießen? Die mit ihren hochtrabenden Namen und gerümpften Näschen, die sollten sich mal neben Mine stellen! Da würde man schon sehen, wenn der Preis zum. Und wenn sie auch zehnmal die Tochter eines Landpastors und seine Cousine war: Veriraten tat er sie doch einmal! Allen zum Trotz! Was ging es überhaupt andere an, wenn sie sich liebten? Mochten die reden, was sie wollten! —

Am anderen Morgen war das Wetter windig und kühl. Während der Nacht war Regen niedergegangen, und unter dem Himmel flogen graue, zerfetzte Wolken, wie vom Winde entführt, zerrissene Segel.

Heinz hatte es gründlich verschlafen. Er erwachte erst, als es auf dem Tum bereits läutete. Er hatte noch eben Zeit, sich hastig anzukleiden und fertig zu machen, als „das Gebimmel“, wie er es nannte, von neuem einsetzte. Und nun war es die allerhöchste Zeit, hinüberzugehen.

Trotzdem er mit hungrigem Magen davonstürzte, kam er zu spät. Die Töne der Orgel tönnten ihm bereits entgegen, als er über den regennassen Kirchhof schritt. Er hätte auch jetzt noch seinen Platz auffuchen können, aber er wollte nicht unter der Aufmerksamkeit der ganzen Gemeinde und Mines vorwurfsvoll auf ihn gerichteten Augen als letzter sich durch die Bänke zwängen und zog es darum vor, durch den Turm auf die Empore zu klettern. Sehen konnte er da Mine allerdings lange nicht so gut. Aber von dort mußte sich das Gedicht ganz ausgezeichnet herunterwerfen lassen. Ueberhaupt eine geniale Idee! Daß er darauf nicht schon früher gekommen war! Die Empore schnitt gerade mit dem Pfarrstuhl ab, und wenn er den Geklop eroberte, mußte es geradezu vorzüglich gehen!

Richtig. Der Platz war leer. Er drückte sich hinter dem Siege des Kantors an der Orgel vorbei, der sich, die Hornbrille auf

der Nasenspitze, eben so weit beim Spielen zurückbog, daß er ihn leise mit den Schultern streifte.

Während er sein Gebet sprach, schielte er hinter dem Gut nach unten, wo Mine saß.

Und traute seinen Augen nicht.

Denn auf dem Blase hinter ihr, den er bisher an jedem Sonntage selbst eingenommen hatte, saß heute ein Unbekannter, ein städtisch gekleideter Herr, mit dunklen, geschteiltem Haar und einem Zwiider, das Gesangbuch in der behandschuhten Rechten.

Ja, um alles in der Welt — wer war denn das? Ob das der Besuch war, der sich neulich angefragt hatte?

Ja, nun war es jedenfalls mit dem Gedichte nichts. Das war doch zu gefährlich. Der Mensch da unten mußte ja ohne Frage das Papier sehen, wenn es direkt vor seinen Augen herabfallen sollte, selbst wenn er einen besonders günstigen Augenblick erwischte.

Von der Predigt hörte er nicht ein Wort, trotzdem er, Aufmerksamkeit heuchelnd, zur Kanzel sah, wo Onkel Otto im schwarzen Falar, mit leise sich bewegenden weißen Fesseln stand, und mit seiner Stimme in die stille, kleine Kirche hineinsprach, laut und wichtig, als habe er Schwerhörige vor sich. Von den hohen Fenstern fiel das Licht der Sonne, das eben wieder durch die Wolken brach, auf die alten, nachgedunkelten Bilder an den Wänden und erfüllte sie mit merkwürdigem Leben, glitt über die Brüstung der Empore und stand dann mit ruhigem Schein, in schräg gestellter, schimmernder Säule auf dem steinbedeckten Fußboden. Ein Kahn krähte vom Pfarrhof her in die sonnendurchflutete Stille. Aber die Kirchengtür war heute geschlossen und von den Schwalben, die draußen zwitschernd um den alten Turm vor die Fenster der Kirche schossen, konnte keine hinein und Heinz die Langeweile und den Ärger vertreiben, den er über den Eindringling da unten empfand.

Bei Tisch stellte Onkel ihm dem Fremden vor:

„Heinz! Kracht, mein Neffe — Herr Kandidat Dr. Baum.“

Schweigend löffelte Heinz seine Suppe, während sich die anderen lebhaft unterhielten. Der Herr Dr. Baum wußte so viel zu erzählen und zu fragen und zu plaudern, daß man aus dem Lachen und Antwortgeben garnicht herauskam.

Na ja, natürlich, das hatte er ja vorausgesehen. Der Herr Kandidat war der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und er war eine Null heute.

Nein, er wollte sich lieber gar keine Nähe geben und blieb wortlos und in sich gelehrt.

Gleich nach der Mahlzeit stieg er auf sein Zimmer. Der Onkel bat ihn, zu bleiben, aber „er wolle nicht stören“, antwortete er mit ironischem Lächeln, wobei er sich wie ein Held vorkam, und empfahl sich.

Etwas verwundert sahen ihm die anderen nach.

Mochten sie denken, was sie wollten, ihm war es egal, völlig egal.

Aufgeregt ging er eine Zeit lang im Zimmer auf und ab, von einem kindischen Trotz befallen, von einer böswilligen Wut, irgend etwas zu ersinnen, wodurch er ihnen fernweisen konnte, wie egal ihm alles war, aber völlig egal!

Am einfachsten reißt er überhaupt jetzt gleich ab.

Vielleicht würde man doch hinterher eine Ahnung bekommen, wie sie ihn gequält hatten heute. Ja, einfach gequält, es gab kein anderes Wort dafür.

Eine Stunde später stand er im Wohnzimmer, um sich zu verabschieden.

„Nanu?“ sagte der Onkel, der eben sein Mittagsschläfchen gemacht hatte und noch nicht recht umgänglich wieder war: „Nun schon? Ich meinte, Du wollest mit dem Abendzuge? Jetzt allein über die Heide laufen? Und ohne Geleit? Warte doch, Mine und Kandidat Baum bringen Dich nachher gern ein wenig hin. Da wird der Weg nicht lang.“

Der Kandidat und immer wieder der Kandidat!

„Nein, ich habe es anders überlegt,“ sagte er. Es sei ja auch gleichgültig. Die paar Stunden, die er noch bleiben könne.

Ob er denn nicht wenigstens erst die Kaffeestunde abwarten wolle?

„Nein, er fürchte, den Abendzug dann nicht mehr zu erreichen.

„Na, dann Gott befohlen! Und auf Wiedersehen im nächsten Jahr!“

Ob Mine im Garten sei?

„Nein, sie sei mit dem Kandidaten vorhin in die Heide gegangen, um ihm das Hühnengrab zu zeigen. Vielleicht begegnete er den beiden noch? Wenn er die Augen offen halte, könnte er sie ja nicht verfehlen.“

Als er in den Garten hinauskam, reute es ihn doch, so eilig aufgebrochen zu sein. Es war eine regelrechte Dummheit gewesen, sich selbst eigensinnig um die Nachmittagsstunden zu bringen. Aber der Tag, der nichts als Enttäuschungen gebracht hatte, war doch einmal unrettbar verdorben. Aber vielleicht war es auch Mine am liebsten, wenn sie ihn nicht mehr sah.

Er redete sich in eine wahre Märtyrerstimmung hinein, kam sich wie ein Ausgestoßener vor und wünschte nichts sehnlicher, als unbemerkt davonzukommen. Vielleicht würde es ihr dann am besten aufgehen, wie er heute um sie gelitten hatte.

Blögglich sah er die beiden drüben über die Heide kommen.

Deutlich zeichneten sich die Silhouetten von dem grauen Himmel ab.

Es gab ihm einen Stich durchs Herz, als er sie sah. Wirklich? Gingen sie nicht Hand in Hand? Oder täuschte er sich? Wo! Standen die Dinge so?

Er hastete, daß ihm der Atem ausging, um weiterzukommen, nicht mehr von ihnen gesehen zu werden. Aber es schien unmöglich, nach seiner Berechnung mußte er ihnen geradewegs in die Arme laufen.

Da bog er vom Wege ab, warf sich, durch ein paar Birkenbüsche geschützt, gebückt ins Heidekraut, und wartete herzflößend, daß sie vorübergehen würden.

Jetzt, jetzt hörte er ihre Stimmen. Vorsichtig wandte er den Kopf und spähte von seinem Versteck aus hinüber, deutlich konnte er sie beobachten, wie sie langsam nebeneinander gingen, langsam, ganz langsam.

Und nun, warum blieben sie plötzlich auf dem menschenleeren Wege stehen? War es nötig, daß der Kandidat Mines beide Hände nahm? Hatte er an der einen noch nicht genug?

Das Herz krampte sich ihm in der Brust zusammen, als er es sah. Nein, er wollte nicht mehr hinschauen, nicht wieder hinschauen! Er wachte den Kopf ins Heidekraut, ballte die Hände und biß die Zähne aufeinander, um das Weh niederzukämpfen, daß in ihm erwacht war, heiß und brennend war wie eine Kohle, von der man die Asche fortgeblasen.

Eine Stunde später kletterte er auf der kleinen Station bleich und verführt in den Zug, der ihn mit hellem Dim — Dim — Dim — Dim über die Heide davonführte, der Heimat zu.

Woh zum Sterben war ihm, als er in dem kleinen, verräuderten Abteil saß, in dem durcheinanderwagende und zankende Bauern sich laut und wichtig über die Schweinepreise und den Ausfall der Ernte unterhielten.

Niemals würde er seines Lebens wieder froh werden. Nie! Zu — Ende, zu — Ende, zu — Ende! ratterte ihm der Zug in die Ohren.

„Ja, zu Ende!“ sagte er sich selbst. „Ferien und Ferienträume. Zu Ende, zu Ende!“

Und mußte nicht, daß es kein Ende, daß es nur ein Anfang war, begriff nicht, daß es seine Jugend war, die in ihm wachgeworden, daß er in dem ersten Schmerz und der Torheit dieser Ferientage nur den Preis bezahlte, mit dem er sich den Weg in das Paradies erschloß, in dem die Früchte unseres Lebens reifen, ahnte nicht, daß aus demselben Quell, aus dem das bittere Weh seines jungen Daseins entsprang, einmal auch die Freuden fließen würden, die das Leben mit geduldiger Hand für ihn bewahrt.

Vermischtes.

* Daß man auch in Frankreich Kartoffelbrot ißt, soll, so schreibt uns ein Veler, mit folgendem bewiesen sein: Bei unserm Rückmarsch aus Frankreich 1871 kamen wir über Epinal 3—4 Stunden weiter ins Gebirge, 2 Hügel unserer Kompagnie nach Laveline de Puy, unser Zug nach St. Jean in einem höheren Gebirgsfalle. Hier standen die Häuser meist vereinzelt an dem Berge. Bei jedem derselben waren 1—2 dicke Wasserstöcke mit Auslaufrohren, woraus das Wasser armdick hervorlieferte. (Dort kommt eine ungeheure Wassermenge aus den Bergen). Vor einem dieser Stöcke standen 2 Wasserbitten zu $\frac{1}{2}$, übereinander gesetzt, auf der oberen eine Reibmaschine mit großem Einlauftrichter. Hier wurden die Kartoffeln eingeschüttet, das Rohr über den Trichter gedreht und nun gemahlen. So lief nun das ganze aus einer Röhre in die andere und weiter. Sobald das Mehl beendet war, ließ man das Wasser ablaufen und nun hatte man das feinste Kartoffelmehl von der Welt. Dies wurde dann auf mit Papier belegten Bördchen an der Sonne getrocknet und man konnte nun glauben, die feinste Patentstärke vor sich zu haben, die Masse war sehr weiß wie Schnee. Dieses Mehl verwandten die Franzosen zur Mischung des Brotteiges. Es gab mit schönem Roggenmehl ein wunderschönes und wohlsmekendes Brot. Es war dies die einzige Gegend in Frankreich, wo ich Roggen gesehen habe und ich glaube doch, daß es mir kaum entgangen wäre, wenn er sonst wo angebaut gewesen wäre. Auch dort wie fast allerorten in Frankreich hat jeder Bauer seinen Backofen im Hause und backt nie mehr wie 3—4 Laibe, aber recht große. Auch das Käsen habe ich dort in einer Welle gesehen wie nie zuvor. Unser Bauer hatte dafür eine besondere kleine Stube eingerichtet mit Regalen und allen Sachen, die dazu gehören. Alles war blig und blank geschneit, nichts Gefstrichenes war darin. Sobald die frisch gemolkene Milch filtriert war, kam sie in einen fein geschneierten Zuber und nun wurden aus einer Flasche eiliche Tropfen zugeleht (Inhalt schied mir ein Aniaß von Hausenblase zu sein, ich weiß es aber nicht), worauf sich die Milch alsbald dichte, dann wurde obendrauf eine flache Weiskübel gelegt, in welcher sich die Molke absonderte, die von Zeit zu Zeit ausgeleht wurde. Die Milch vom Abend war bis zum nächsten Morgen did genug, um sie in die Käseformen und auf die Regale zu legen. Der Rest Molke lief dann in den Freiternten ab in einen davor stehenden Zuber. Nach etlichen Tagen holte dann ein Pändler mit Wagen die Käse ab. Der Rahm wurde der Milch nicht entzogen, deshalb war der Käse sehr fein und wohlsmekend.

Büchertisch.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde (Begründet von Dr. Josef Ertlinger, Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn). Verlag: Egon Fleischel u. Co., Berlin W 9. Das 2. Augustheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Edgar Steiger: Zarathustra auf der Schulbank. — Martin Sommerfeld: Aufklärung und Rationalgedanke. — Ernst Lissauer: Christian Morgensterns letzter Gedichtband. — Alexander von Weizen: Teichmann und Laube II. — Will Besper: Drei Gedichte. — Kurt Martens: Flugblätter über den Krieg V. — Kurt Münzer: Kunst im Krieg. — Echo der Zeitungen. — Echo der Zeitschriften. — Kurze Anzeigen. — Notizen. — Nachrichten. — Büchermarkt.

— Prinz Oskar von Preußen über die Winterschlacht in der Champagne. Die Winterschlacht in der Champagne. Von Oskar Prinz von Preußen. (Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i. Gr., Preis 40 Pf.) Die deutsche Offensive im Westen war im Herbst 1914 zum Stillstand gekommen. An eine Wiederaufnahme des Angriffs im großen war vorerst nicht zu denken, denn es mußten Truppen von der Westfront nach dem Osten geschoben werden, um Preußen von dem russischen Eindringling zu befreien. Im Westen galt es, die eroberten Teile von Belgien und Nordfrankreich in fester Hand zu halten, dem Feinde die Wiedereroberung zu verwehren. So entstand die moderne chinesische Mauer, der Schützengraben, der von der Nordsee bis zur Schweizer Grenze reicht, und in dem Tag und Nacht, bei Regen und Sonnenschein, bei Frost und Hitze Hunderttausende von deutschen Männern wachen, um die Schreden des Krieges von den heimischen Fluren fernzuhalten. Im Osten wurden nun große Schlüge geführt; eine russische Armee wurde vernichtet; das deutsche Gebiet wurde vom Feinde gekümbert. In Deutschland läuteten die Glocken, wehten die Fahnen, jubelten die Menschen. Und in der Siegestreude überließ mancher, daß unterdes auch im Westen Großes geschehen war. Joffre wollte die zahlenmäßige Überlegenheit der verbündeten Deere ausnutzen und die Deutschen aus Frankreich vertreiben. Die und da packte er an, an vielen Stellen, ganz besonders aber in der Champagne, wo rheinische Truppen die Wacht hielten. Von Anfang Dezember bis Mitte März wurde dort fast ununterbrochen gekämpft. Unter großen Verlusten scheiterten die französischen Durchbruchversuche. Nur kurze Nachrichten über dieses Ringen gelangten in die Öffentlichkeit. So mag es gekommen sein, daß das stille Heldentum der Champagnekämpfer in der Heimat nicht voll genüßigt wurde. Hier galt es noch eine Dankeschuld abzutragen. Prinz Oskar von Preußen hat sich dieser Aufgabe unterzogen. — Als Kommandeur der Königsregimentar war der Kaiserjohn ins Feld gerückt, und zu Kampf und Sieg hatte er sein Regiment geführt. Dann wurde der Prinz dem Oberkommando der 3. Armee zugeteilt und dort erlebte er aus nächster Nähe die Kämpfe in der Champagne, die in der „Winterschlacht“ vom 16. Februar bis 18. März 1915 ihren Höhepunkt erreichten. Lebensvoll und lebenswahr schildert der Prinz die bewundernswerten Leistungen der rheinischen, schlesischen, sächsischen und — nicht zuletzt — der Garderegimenter, die alle in dem „Derenkessel“ der Champagne ihr Bestes hergaben, die blutigen, unermesslichen Vorbeere um ihre Fahnen wanden. Deutsche Disziplin errang hier den Sieg über den Eifer und die Überlegenheit französischer Kräfte! Die kleine Schrift klingt in die Mahnung aus, die Manneszucht mit den altbewährten Mitteln weiterzupflegen, unsere Jugend zu harten, frommen Kriegerern zu erziehen, zum Heile und zum Wohle des deutschen Vaterlandes. Iwar ruhen Tapfere auf fast allen Gauen Norddeutschlands auf den Höhen nördlich de Wesnil und Beau Séjour. Die Hauptlast des Kampfes haben jedoch des Rheinlandes Söhne getragen. Deshalb hat Prinz Oskar von Preußen bestimmt, daß der Reinertrag aus dem Verlaufe des Buches zum Heilen von Witwen und Waisen der in den Champagne-Kämpfen gefallenen Krieger der Rheinprovinz verwandt wird.

Stat-Aufgabe.

Hinterhand spielt Treff-Solo mit folgenden Karten:



Das Spiel wird verloren, obwohl noch zwei Asse im Stat liegen. — Wie sahen die Karten der Gegner und wie wurde gespielt?

Auflösung in nächster Nummer.

C H A L E C
S O
R H
I S C H L
S O
T I T U S
O S
P U P P E
H R